

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heit einmal auf eine in unserem Volke leider weit verbreitete Angstlichkeit und den Kleinmut aufmerksam machen, die sich bei Besprechung unserer Kriegstüchtigkeit kundgibt. Es zeigt sich da oft eine Verzagtheit und ein Mangel an Selbstvertrauen in die eigene Kraft, im besten Falle ein Hoffen auf die Hilfe und Unterstützung anderer, die alles andere ist als „zur höchsten Potenz gesteigertes Manneswesen“. Aus dem mangelnden Selbstbewußtsein resultiert jeweilen eine Nachgiebigkeit und Indolenz gegenüber unwürdigen, politischen Forderungen des Auslandes, die manches Ereignis der neuesten schweizerischen Politik begreiflich erscheinen lassen könnte. Gerade die auswärtige Politik hängt eben nahe mit der Beurteilung der militärischen Kampfkraft zusammen. Mehr Festigkeit, mehr echtes Manneswesen, um mit General Wille zu sprechen, tut unbedingt not! Gerade für ein kleines Land mit einer numerisch schwachen Armee und geringfügigen Geldmitteln bieten die Ausführungen des Verfassers einen Lichtblick, da die Erschaffung moralischer Werte von materiellen Voraussetzungen unabhängig ist. Wir haben die von ihm entwickelten Gedanken an diesem Orte hervorgehoben, weil sie über den engen Kreis einer Fachzeitschrift hinaus jeden Schweizer berühren, der an der Unabhängigkeit seines Vaterlandes festhält.

R. B.

Bücher

Suchomlinow's Erinnerungen.

Seit dem Ausbruch des Weltkrieges galt der damalige russische Kriegsminister W. A. Suchomlinow bei vielen als einer der eifrigsten Kriegstreiber. Diese Ansicht hat sich als irrig erwiesen. Seine Hauptverantwortung liegt darin, daß er in der Julikrise 1914 die Dinge gehen ließ, den Machenschaften seines durch den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch vorgeschobenen Generalstabschefs Januschjewitsch nicht entgegentrat und nicht den pflichtgemäßen Mut fand, den Zaren und den Außenminister Sazonow darauf hinzuweisen, daß die russische Armee für einen Weltkrieg von längerer Dauer noch unfertig war.

Die Widersprüche, die im Suchomlinow-Prozeß 1917 zutage traten, und insbesondere die damals vorgebrachte Vorspiegelung der wegen Hochverrats Angeklagten Suchomlinow und Januschjewitsch, sie hätten hinter dem Rücken des Zaren die allgemeine Mobilmachung durchgeführt, haben ein sehr schlechtes Licht auf die beiden geworfen, das Suchomlinow durchaus nicht in dem Maße verdient. Seine „Erinnerungen“ (R. Hobbing, Berlin, 1924; XXXI und 526 S., M. 15.— geb.) lassen ihn vielmehr ganz sympathisch erscheinen; wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß Suchomlinow ein Verteidigungsbuch geschrieben hat und nicht immer einwandfrei zuverlässig ist.

Suchomlinow schildert in anziehender Weise seine ganze militärische Laufbahn und es ist keine Frage, daß er darin Hervorragendes für sein Land getan hat. Die Politik streift er in seinem Buche nur nebenbei. Aber gerade diese Streiflichter sind nebst den Charakteristiken von Männern wie Iswolzki, Sazonow, dem Zaren, den politisierenden Militärs, von Wert. Suchomlinow selbst hielt von 1903 an den Krieg mit Österreich-Ungarn für wahrscheinlich, von 1909 an auch den mit Deutschland. Er verurteilt die seit der bosnischen Krise zunehmende Aggressivität des Panlawismus, dem sich auch Außenminister Sazonow als Schüler Iswolzki's hingeeben habe. Sazonow ging darauf aus, die Meerengen in Besitz zu nehmen und den österreich-deutschen Einfluß auf dem Balkan auszuschalten. Suchomlinow will dagegen die beabsichtigte Überraschung Konstantinopels stets als Unsinn betrachtet haben, worin ihm aber das Protokoll der Meerengen-Konferenz vom Februar 1914 einigermaßen widerspricht.

Der Oheim des Zaren, Nikolai Nikolajewitsch, ist für Suchomlinow der böse Geist Rußlands gewesen. Suchomlinow schildert ihn als ehrgeizig, brutal, geistig minderwertig; er erweckte sogar die Erinnerung an Iwan den Schrecklichen. Der Großfürst war ein fanatischer Deutschenhasser und das Haupt der panslawistischen Militärpartei. Im Sommer 1914 sei der Zar vollständig unter dem Einfluß seines Oheims gewesen. Was Suchomlinow im 28. und 29. Kapitel über den Kriegsausbruch schreibt, ist von besonderem Interesse. Danach wurde Suchomlinow von Beginn der Krise an absichtlich ausgeschaltet (ein verantwortungsbewußter Kriegsminister läßt das nicht zu). Nikolai Nikolajewitsch war zum Krieg entschlossen — was wohl feststehen dürfte. Sein williges Werkzeug war der Generalstabschef Januschjewitsch, an den die Führung überging, was General Dobrorolski, der damalige Chef der Mobilmachungsabteilung, schon früher hervorgehoben hat („Die Mobilmachung der russischen Armee 1914“, Berlin 1922). In Abweichung von anderen Zeugnissen schildert Suchomlinow den Außenminister Sazonow von Anfang an als kriegslustig. Sicher ist, daß Sazonow vom 28. bezw. 29. Juli an mit Januschjewitsch in engem Einvernehmen war. Nachdem der Zar bereits am 29. nachmittags die allgemeine Mobilmachung genehmigt, sie aber am späten Abend unter dem Eindruck eines Telegrammes von Kaiser Wilhelm II. in die Teilmobilmachung beschränkt hatte, gelang es Sazonow am 30. zwischen 1 und 4 Uhr nachmittags (die Angaben darüber schwanken noch), dem Zaren endgültig die verhängnisvolle Verfügung zur allgemeinen Mobilmachung zu entreißen, die den Weltkrieg unvermeidlich machte. Darüber läßt auch Suchomlinow keinen Zweifel.*)

Sehr zu beachten ist, daß Suchomlinow, ebenso wie General Dobrorolski, in der Julikrise 1914 durchaus nicht die Notwendigkeit für Rußland erblickte, das Schwert zu ziehen. Das russische Heer konnte erst 1916 vollkommen gerüstet sein. Dann hätte, wie Suchomlinow schreibt, Rußland mit seinen 180 Millionen Menschen „eine so gewaltige Armee nach Zahl, Ausbildung und Ausrüstung gehabt, daß es imstande gewesen wäre, die Lösung aller kontinentalpolitischen Probleme im Sinne seines Vorteils zu betreiben.“ Mit andern Worten: Rußland hätte dann Westeuropa widerstandslos seinen Willen aufgezwungen. . . Es ist klar, daß diese von Suchomlinow zweimal mit Bedauern ausgedrückten Gedanken (S. 350 und 515) von denjenigen Angehörigen der Mittelmächte, die vor 1914 kriegerischen Vorbeugungsmaßnahmen das Wort redeten, zur Rechtfertigung verwertet werden können.

Doch halten wir uns an die wirklichen Geschehnisse. Suchomlinow entschuldigt seine Passivität im Juli 1914 damit, er habe nicht nur instinktiv gefühlt, sondern auch klar an dem Verhalten der Diplomaten gesehen, „daß keine Macht mehr imstande sein würde, das Rad der Weltgeschichte auf einen anderen Weg zu leiten.“ Außerdem war das russische Heer noch nie so gut gerüstet wie damals und genügte für einen Weltkrieg von kurzer Dauer, wie man allgemein annahm, vollkommen. Nach Sazonow erschien die Unterstützung Frankreichs und Englands schon am 24. Juli gesichert. Und Suchomlinow schreibt abschließend (S. 374):

„Wer einmal die Kulissengeschichte des Kriegsausbruches wird ergründen wollen, wird seine besondere Aufmerksamkeit den Tagen zuwenden müssen, in die der Besuch Poincarés fällt, sowie den daran an-

*) Die Einzelheiten darüber, wie am 24. die Teilmobilmachung grundsätzlich beschlossen, am 28. angekündigt, am 29. aber zuerst die allgemeine, dann die Teilmobilmachung verfügt wurde, und wie und wann der Zar am 30. Juli die allgemeine Mobilmachung endgültig angeordnet hat, sind noch nicht völlig geklärt. Siehe darüber außer der Schrift Dobrorolskis und den Erinnerungen Suchomlinows die Aufsätze der beiden in „Die Kriegsschuldfrage“, Berlin, April und Juli 1924, sowie die Tagesaufzeichnungen des ehemaligen russischen Außenministeriums („Der Beginn des Krieges 1914“, Berlin 1924). Fest steht, und wird von immer mehr auch außerdeutschen Sachverständigen anerkannt, daß mit der russischen allgemeinen Mobilmachung der Weltkrieg begann.

schließenden Tagen, etwa vom 24. bis 28. Juli. Ich bin fest davon überzeugt, daß in dieser Zeit die Entscheidung über Krieg und Frieden in dem Sinne fiel, in dem Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, Sazonow und Poincaré sich verschworen hatten, jeden Versuch, eine friedliche Lösung zu finden, unter allen Umständen zum Scheitern bringen zu wollen.“
H. L.

Die schweizerisch-französische Grenze und der Vertrag von Versailles.

Anfang 1922 ist der juristischen Fakultät Bordeaux eine Abhandlung eingereicht worden, die die Rückwirkungen des Versailler Vertrages auf die schweizerisch-französische Grenze behandelt (Colonel G. Becker: Les confins franco-suisse et le Traité de Versailles, Berger-Levrault, éditeurs, Nancy-Paris-Strasbourg 1922). Der Verfasser will darin beweisen, daß der Versailler Vertrag einerseits die Neutralität der Schweiz bewahre und dadurch ihre Rechte schütze, andererseits den Rechtszustand an der schweizerisch-französischen Grenze wiederherstelle. Le Traité de Versailles protecteur et restaurateur du Droit sur les confins franco-suisse. Tel est l'objet de la présente étude.

Nach einer kurzen, historischen Einleitung über die Entstehung der gemeinsamen Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich und über die Entstehung der schweizerischen Neutralität geht der Verfasser zur Behauptung über, unsere Neutralität sei vor dem Versailler Vertrag an der schweizerisch-französischen Grenze durch Deutschland bedroht gewesen. Diese Drohung sei dreifach begründet: in der deutschen Rechtswissenschaft, die der Lehre vom staatlichen Notstand und der strategischen Notwendigkeit huldige, denen gegenüber jede Rechtsregel zurücktreten müsse (*omnia licere quae necessaria sunt ad finem belli* Not kennt kein Gebot), in der deutschen Strategie, die die Überflügelung oder noch besser die beidseitige Umfassung des Gegners befürworte, und schließlich im deutschen Kriegsplan. Durch die in dessen Ausführung gebauten Eisenbahnen im Oberelsaß und in Südwest-Baden habe die Gefahr konkrete Gestalt angenommen. Eine Verletzung der schweizerischen Neutralität sei auf zwei Arten möglich: entweder als Einbruch durch die schweizerische Hochebene oder lediglich durch die „Enklave“ von Bruntrut. Die erste Möglichkeit lehnt der Verfasser aus politischen und militärischen Gründen ab, wobei er der schweizerischen Milizarmee einen *grand esprit militaire* zubilligt. Die zweite Version scheint ihm hingegen vom deutschen Vorkriegsstandpunkt aus betrachtet günstig, da der nach Bruntrut führende Korridor zwischen Rhein und Aare rasch erreicht und benützt werden könne und der Jura einen ausgezeichneten Flankenschutz bilde. Interessant ist die Würdigung der politischen Lage angesichts eines eventuellen Einbruchs in die Ajoie. Der Verfasser sagt allerdings nur, wie seiner Meinung nach der deutsche Generalstab die Lage beurteile. Die Schweiz würde sich nach dieser Darstellung mit einer beschränkten militärischen Aktion, nämlich mit der Entsendung von Truppen an den Osthang des Jura, ohne Kriegserklärung an Deutschland, und mit einem diplomatischen Protest begnügen. Leider verhehlt uns der Verfasser, ob diese Auffassung auch die seinige ist. Die Gefahr hat sich nach der Meinung des Verfassers 1914 deshalb nicht verwirklicht, weil Rußland auf Seite der Entente in den Krieg trat, wodurch Deutschland die zahlenmäßige Überlegenheit verlor, mit welcher allein eine doppelseitige Umfassung möglich sei. 1917, nach dem Frieden von Brest-Litowsk, sei die Gefahr aber nach der Erlangung der zahlenmäßigen Überlegenheit wieder aufgetaucht. Das französische Hauptquartier habe sich dagegen vorgeesehen und, wie einzelne Autoren behaupten, sei auch der schweizerische Generalstab deswegen mit dem französischen Oberkommando in Verbindung getreten. Die schweizerische Neutralität steht nun nach Ansicht des Verfassers infolge des Versailler Vertrages unter einem militärischen Schutze, indem Frankreich nach der Annexion

Elfaß-Lothringens eine deutsche Umfassungarmee selbst flankierend aus dem Elfaß angreifen könnte, ferner aber durch die Entwaffnung Deutschlands und die Garantiebestimmungen des Völkerbunds unter einem juristischen Schutze. Immerhin hat der Verfasser kein großes Vertrauen in den rechtlichen Schutz, da er ihn hinsichtlich der Entwaffnung problematisch und hinsichtlich der Völkerbundsgarantie recht entfernt und abliegend findet.

Von besonderem Interesse ist der zweite Teil der Schrift, die Wiederherstellung des Rechtszustandes an der schweizerisch-französischen Grenze, die sich auf die Aufhebung der Zonen bezieht. Der Verfasser geht davon aus, daß vor dem Versailler Vertrag die politische und wirtschaftliche Souveränität Frankreichs verletzt gewesen sei. Er argumentiert folgendermaßen: Frankreich ist in politischer und wirtschaftlicher Beziehung ein souveräner Staat. Die Souveränität verträgt keinerlei Beschränkungen. Vor dem Versailler Vertrag bestand aber in den Zonen ein anormaler Zustand, da Frankreich gewissen politischen und wirtschaftlichen Beschränkungen unterworfen war. Folglich war die französische Souveränität verletzt. Der Verfasser verkennet, daß durch Verträge begründete, rechtliche Bindungen auch bei souveränen Staaten zahlreich und mit dem Wesen der Souveränität vollkommen vereinbar sind. Die Aufhebung der Zonen mag als politisches Postulat begründet sein, auf keinen Fall ist sie aber als juristisches Postulat in dem Sinne begründet, daß dadurch eine Rechtsverletzung, eine Verletzung der französischen Souveränität (*atteinte portée à la souveraineté française*) wieder gutgemacht würde. Der Verfasser beginnt wieder mit einer historischen Einleitung, in der er der Theorie beiträgt, wonach die Neutralisierung Hochsavoyens und das Besetzungsrecht der Eidgenossenschaft zu Gunsten des Königs von Sardinien und zu Lasten der Schweiz geschaffen worden seien, der man gegenteils eine Servitut habe auferlegen wollen. Der Vertrag von Versailles erklärt nun in seinem bekannten Artikel 435, daß die Bestimmungen der früheren Verträge den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr entsprechen. Nach der Auslegung des Verfassers nimmt der Versailler Vertrag ferner Akt vom bereits abgeschlossenen, politischen Abkommen zwischen der Schweiz und Frankreich und stellt schließlich noch die Aufgabe, ein wirtschaftliches Abkommen zwischen den beiden Staaten zu schließen. Es ist dies die uns durch die Noten des französischen Außenministeriums geläufige Ansicht, wonach der politische Verzicht der Schweiz bereits vorliege und von den Signatarstaaten des Versailler Vertrages nur festgestellt werde und wonach die schwebenden Unterhandlungen nur noch die wirtschaftlichen Fragen zu regeln berufen seien. Man kann sich auch hier wieder des Eindrucks nicht erwehren, daß die schweizerische Regierung 1919 in ihren Zusagen zu weit gegangen ist. *Les deux notes annexes -- du Gouvernement suisse en date du 5 mai 1919, du Gouvernement française en date du 18 mai 1919 -- consacrent une entente sur les mots „sont et demeurent abrogées“* (nämlich die Bestimmungen über die Neutralität Savoyens). Der Verfasser zitiert ferner einen Artikel der „*Debatz*“ vom 4. Dezember 1921, wonach der Art. 435 d'un commun accord par les représentants du Gouvernement helvétique et du Gouvernements français revidiert worden sei. Immerhin anerkennt er, daß die Inkraftsetzung von der vorgängigen Ratifikation durch die Bundesversammlung abhängig ist, an welcher er übrigens nicht zweifelt. Auch vor einem allfälligen Referendum zeigt er keine Besorgnis; denn Bundesrat Ador habe im Nationalrat im Namen des Schweizervolkes erklärt, daß die Neutralisation von Savoyen nicht mehr zeitgemäß sei: „*la Savoie est française, et il y a quelque chose d'humiliant pour ce Pays de sentir peser sur lui une vaine servitude militaire*“. Auch über das Schicksal des Wirtschaftsabkommens vom 7. August 1921 ist er nicht besorgt, da die Schweiz das Bedürfnis empfinde, sich von der deutschen Wirtschaft unabhängig zu machen, wofür das Abkommen die sicherste Gewähr biete. Zum Schluß verkündet er die Wirtschaftssolidarität zwischen der Schweiz und Frankreich gegenüber dem deutschen Übergewicht. Diese Solidarität brauche eine gemeinsame Waffe: Die Schiffbarmachung der Rhone vom Mittelländischen Meere bis zum Rhein. *Ce sera le trafic français assuré depuis Marseille et Bordeaux jusqu'au Danube. Ce sera pour*

le plus grand bénéficiaire de la Suisse, l'activité économique française aiguillée vers la nouvelle Europe née de la Victoire: Pologne, Tchéco-Slovaquie, jeunes Etats baignés par des rivières, Vistule, Elbe, Moldau, qui, toutes, les inclinent vers l'Allemagne. Ce sera, pour le plus grand bénéficiaire de la Suisse, l'activité économique française aiguillée vers des pays affaiblis ou lointains: Autriche, Hongrie, Roumanie, que leur isolement menace du joug économique allemand.

Der Verfasser entwickelt in seinem Werke Gedanken, die nicht die unsrigen sind. Wir könnten uns bessere Sicherungen unserer Neutralität vorstellen, als sie uns der Versailler Vertrag gebracht hat, abgesehen von der Konstruktion der differenzierten Neutralität. Insbesondere betrachten wir die einseitige Aufhebung der Zonen nicht als eine Wiederherstellung des normalen Rechtszustandes oder die Wiedergutmachung einer Rechtsverletzung. Es ist aber stets nützlich, den gegnerischen Standpunkt zu betrachten und daraus zu lernen, daß wir an unserer prekären Lage oft selbst schuld sind, indem wir durch ungeschicktes oder allzu zuvorkommendes politisches Operieren unserer eigenen Lage präjudizieren und dem Gegner seine besten Argumente erst in die Hände spielen.

Karl B e r t h e a u.

Matthäus Schiner.*)

Am 1. Juni dieses Jahres konnte der Verfasser einer meisterhaften Schiner-Biographie, Albert Büchi, Professor an der Universität Freiburg i. U. seinen 61-Geburtstag feiern. Seine wissenschaftlichen Arbeiten um die Erforschung der Waßliser- und Freiburgergeschichte um die Wende des Mittelalters rechtfertigen es, da auch die „Monatshefte“ seiner ehrend gedenken und ihm zu diesem Jubiläum ihren herzlichen Glückwunsch entgegenbringen. In wie reichem Maße seine Arbeit nicht nur den Historiker, sondern auch ein weiteres Publikum zu interessieren vermag, das zeigt ein kurzer Gang durch die klargegliederte Biographie über Matthäus Schiner, deren 1. Teil bereits letztes Jahr erschienen ist.

Die Abhandlung, die sich auf ein außerordentlich reiches Aktenmaterial stützt, beginnt mit einer übersichtlichen Betrachtung der politischen Verhältnisse im Wallis während dem 15. Jahrhundert. Dann leitet sie über zur großen Persönlichkeit Schiners, welcher der Verfasser in weiser Verteilung von Licht und Schatten gerecht zu werden versucht. Mit wechselnder Teilnahme verfolgt der Leser den glänzenden Werdegang dieses hochbegabten Politikers und Kirchenfürsten. Die Vergangenheit wird einem zur Gegenwart, und Gestalten, die man längst vergessen geglaubt, fangen wieder zu handeln an. Schiner gehört zu jenen Menschen, die aufs engste mit der Heimat verwachsen sind. In ihr und für sie lebt er. Er ist und bleibt ein Kind der Berge, voll Kraft und Energie. Wo er sich einsetzt, da ist sein ganzes Selbst zu finden, alles Halbe und Wankelmütige ist seinem Wesen abhold. Furcht kennt er nicht und Gefahren können seine Entschlüsse nicht hindern. So dient er voll Ergebung der Kirche, so arbeitet er treu für seinen politischen Lehrmeister Jörg auf der Flüe. Aber daneben schlummert in ihm eine verzehrende Leidenschaft, die, wenn sie einmal entfacht ist, keine Rücksichten mehr kennt und selbst die ehemaligen Gönner nicht schont. Ein sprechendes Beispiel ist der Kampf gegen Jörg auf der Flüe. Der Grund zu diesem Zornwut liegt in der Hinneigung des letzteren zu Frankreich. Seitdem Ludwig XII. Mailand erobert hat, glaubt Schiner die Grenzen seines Bistums bedroht; jeder Franzosensfreund ist ihm ein Landesverräter. Von dem Augenblick an, da auch Jörg auf der Flüe in dies Lager übertritt, ist er nicht mehr Schiners Freund. Der Bischof sieht in ihm das verkörperte Frankreich, gegen das alle Mittel erlaubt sind, und mit teuflischem Haß stürzt er auf sein Opfer. Dieser Prozeß hat aber mehr als nur persönliche Bedeutung: Er ist zugleich die

*) Kardinal Matthäus Schiner, als Staatsmann und Kirchenfürst. Ein Beitrag zur allgemeinen und schweizerischen Geschichte von der Wende des XV.—XVI. Jahrhunderts von Albert Büchi. Zürich, Kommissionsverlag Seldwyla, 1923.

Personifikation des Kampfes, der sich zwischen der Volksseele des Wallis und dem eroberungslustigen Frankreich abspielt. — In dem persönlichen Zwist hat Schiner seine Fähigkeiten kennen gelernt, nun darf er es wagen, auch den großen Kampf offen gegen den westlichen Nachbar aufzunehmen. Zu dem Zwecke sucht er die Vereinigung zwischen dem Papst und den Eidgenossen in die Wege zu leiten. Wohl fühlt er, daß der Papst mit seiner Hilfeleistung nur eigene, nationalistische Ziele verfolgt, aber ihm ist das einerlei, wenn nur die Franzosen aus der Lombardei vertrieben werden, Rom ist zu kraftlos, um zur Gefahr zu werden. Und Schiner hat Erfolg. Die Lombardei wird durch den Pavierzug und die Schlacht von Novara vom verhassten Gegner befreit und dem Herzog Maximilian zurückgegeben, dem der kluge Kardinal beratend zur Seite steht. So hat der einstige Bauernknabe weltgeschichtliche Bedeutung erlangt, dessen Stimme sogar bei der Papstwahl entscheidend in die Wage fällt. Auch in den Mailänderfeldzügen hat Schiner eine größere Rolle gespielt, als man bisher gewohnt war, anzunehmen. Er beeinflusst aufs nachdrücklichste die eidgenössischen Diplomaten und rivalisiert mit dem äußerst gewandten Landvogt von Dijon. Lange hält dies jedoch nicht an. Bei den Eidgenossen wiegt das französische Geld viel schwerer als alle andern klugen Bedenken. Jetzt steht Schiner auf der Höhe seiner Macht. Wie ein Fürst residiert er auf dem Schloß in Vigevano und verfolgt mit gespanntester Aufmerksamkeit die Bewegungen Frankreichs. Mag man noch so sehr die grausame Rachsucht gegen Jörg auf der Flie verabscheuen, hier kann man ihm seine Bewunderung nicht versagen. Er ist beinahe nur noch Politiker, der alles dran setzt, Ehre, Reichthum, Familie, Vaterland, um sein Ziel zu erreichen: das Vaterland von französischer Abhängigkeit fernzuhalten. — Hier schließt der erste Teil dieser Biographie. Was darin dem Verfasser unserer Ansicht nach besonders gelungen ist, das ist die feine sachliche Herausarbeitung der Schinerpersönlichkeit. Wenn auch die Verhältnisse heute anders geworden sind, so möchte man doch wünschen, daß unserem Lande wieder einmal ein solch unerschrockener und zielbewußter Führer geschenkt würde. Das Werk ist eine tiefgründige, großangelegte Arbeit, die die Schweizergeschichte namentlich im Fächerhandel und den Mailänderfeldzügen einer neuen kritischen Betrachtung unterzieht und mit Recht von den Fachkreisen wohlwollend aufgenommen worden ist.

Ernst Steinemann.

Henri Ford und J. Ramsay Mac Donald.

Diese Männer vertreten zwei Welten, welche durch einen tiefen Abgrund getrennt scheinen. Ford als der reichste Mann der Welt ist Großkapitalist in ausgeprägter Form. Mac Donald ist nicht arm, sondern ganz wohlhabend; aber er steht dem Kapitalismus feindlich gegenüber. Abgesehen von diesen Gegensätzen, sind aber Beide praktische und zielbewußte Angelfischen, die es verstehen, ihrer Arbeit eine Fassade zu geben, welche durch Ideen der Gerechtigkeit gestützt wird. Das zeigt sich in den Büchern, die sie jetzt fast gleichzeitig veröffentlicht haben und in denen sie ihre Grundsätze darlegen. Bei der Stellung, welche Ford und Mac Donald im politischen Leben einnehmen, mag es sich rechtfertigen, diesen „Bekanntnissen“ einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Fords Buch führt den Titel „**Mein Leben und mein Werk**“. Es erschien unter Mitwirkung von Samuel Crowther und wurde von Curt und Marguerite Theising ins Deutsche übertragen *) und es ist in aller Hand. Es ist keine eigentliche Selbstbiographie und es hat auch nichts mit dem zu tun, was Henri Ford gegen die Juden schrieb. Über sein persönliches Leben erfahren wir aus dem Buche nur wenig. Als Sohn eines Farmers am 30. Juli 1863 auf einer Farm bei Dearborn in Michigan geboren, sollte Henri Ford in den Betrieb des Vaters treten. Sein Sinn ging jedoch auf andere Dinge. Von früher Jugend beschäftigte ihn die Mechanik. Er war eine Erfindernatur und verfolgte mit Zähigkeit und Scharfsinn den einen Gedanken, ein Fahrzeug zu konstruieren,

*) Paul List, Leipzig, 21. Auflage.

das sich von selbst bewegt. Zahlreiche Menschen gingen damals in Amerika diesem Probleme nach. Man war noch der Ansicht, daß das Automobil ein Luxusartikel für reiche Leute sei und baute daher teure und schwere Wagen — ausdauernde Renner. Ford wollte dagegen einen leichten und billigen Wagen für die Masse konstruieren. Wie ihm dies gelungen, wird im Buche ausführlich erzählt. 1903 begann die Fabrikation mit 1708 Fordsmaschinen. Von da stieg die Produktion beständig. Sie betrug 1920/21 jährlich 1 250 000 Stück. Der ursprüngliche Preis von 950 Dollars sank 1920/21 auf 440 bis 355 Dollars. Als es sich darum handelte, während des Unterseebockkrieges die Lebensmittelnot in England zu heben, schuf Ford einen Pflugschlepper. In kürzester Zeit pflügten 5000 dieser Maschinen weite Strecken von unbebautem Boden um und trugen viel dazu bei, daß England durch die schwere Zeit hindurchkam. Dieses die technische Seite des „Werkes“ von Ford — diejenige, welche mit Hilfe von mechanischen und chemischen Methoden, mit dem Können des Ingenieurs und den Rohmaterialien geschaffen wurde.

Viel mehr Interesse für weitere Kreise bietet die andere Seite — nämlich die Organisation der Arbeit. Wenn der Verleger in seiner Ankündigung das Buch von Ford als eine Lösung der sozialen Frage bezeichnet, so mag damit zu viel gesagt sein. Aber in den Methoden von Ford steckt so viel gesunder Menschenverstand und so viel richtiges Denken und Berechnen, daß eine solche Lösung der sozialen Frage sich vorteilhaft von allerlei utopischen Theorien abhebt, mit denen heute manche Weltverbesserer die Menschheit beglücken wollen.

Nach Ford soll ein industrielles Unternehmen eine Gemeinschaft sein, in der jeder Arbeiter an seinem Platze der Gesamtheit dient und am Verdienste teilnimmt. Von diesem hängt der Lohn des Einzelnen ab. Das Bestreben Fords ging von Anfang an dahin, die Produktion zu erhöhen, das Fabrikat zu verbessern und zu verbilligen und die Löhne zu steigern. Der Arbeiter kann da mithelfen, indem er Vorschläge macht, wie am Material und der Arbeitszeit gespart wird. Sie werden geprüft und im Falle der Brauchbarkeit honoriert. Wer sich zur Arbeit stellt, wird ohne Rücksicht auf sein Vorleben angenommen, und dann gilt es, für ihn die passende Arbeit zu finden. Geht es mit einer nicht, so versucht man es mit einer anderen. Immer muß aber in einem Achtstundentag ein bestimmtes Arbeitsmaß geleistet werden, das dem Minimallohne — 5 bis 6 Dollars — entspricht. Wer da nicht mittun will, kann gehen. Starke und Schwache, Anormale aller Art, Blinde und Krüppel finden in dem vielseitigen Betriebe eine passende Arbeit. Für Alter und Krankheit wird gesorgt. Das Unternehmen besitzt große Spitäler, in denen jedem Kranken ein besonderer Raum angewiesen ist. Da Ford gegen die Ärzte mißtrauisch ist, so wird jeder eingelieferte Kranke sofort von einer Anzahl von Ärzten untersucht, die unabhängig voneinander ihre Diagnosen stellen. Im allgemeinen nimmt Ford gelernte und ungelehrte Arbeiter. Für letztere ist eine Schule eingerichtet, welche den Charakter einer Lehrwerkstätte hat. Sofort wird an Dingen gearbeitet, die in der Fabrik gebraucht werden. Ist die Arbeit verwendbar, so wird sie bezahlt. Die Lebensführung der Arbeiter wird einigermaßen kontrolliert, und Exzesse irgendwelcher Art haben Entlassung zur Folge. Titeln ist Ford nicht geneigt und die Unterordnung des Einen unter Andere ist nur an den Gehaltsstufen kenntlich. Viele Wohlfahrtseinrichtungen verbinden die ca. 50 000 Arbeiter und sie bilden einen geschlossenen Fabrikstaat, wie er vielleicht in dieser Weise nur einmal in der Welt existiert. Von größter Bedeutung ist die Stellung Fords zu den Banken und der Finanz. Er ist nicht gerade ein Feind der Banken und er legt auch seine Kapitalien, die im Betrieb eingehen, auf Zinsen; aber er entleiht nicht. Die Industrie soll von der Produktion ausgehen und nicht von der Finanzierung durch Banken. Durch diese wird leider das Produkt der Fabrik zum Gegenstand der Spekulation. Die Bank nimmt daher dem Arbeiter den Gewinn, drückt die Löhne und verleitet allzu leicht zu Unternehmungen, die am Bankkredit verbluten. Ford erzählt, daß einmal während des Krieges in seinem Betriebe bei großer Geldknappheit die Versuchung sehr nahe lag, bei den Banken Geld zu leihen. Es wurde ihm in liberalster Weise

angeboten. Die Arbeiter standen aber zusammen, und Ford kam so durch die Krisis und geriet weder diesmal noch später in die Hände der Hochfinanz. Ihrem Interesse war freilich damit nicht gedient. Hier ist der Punkt, wo die Feindschaft zwischen Ford und den Juden einsetzte und seine heftigen Angriffe gegen die Juden erklärt. Im Grunde genommen steht Ford nur auf dem Boden, welchen früher jeder solide Bauer einnahm. Erst wenn er borgte, begann die Güterschlächterelei und der Niedergang.

Ford weiß dies alles sehr schön darzulegen und zwischen den Zeilen liest man immer wieder die Aufforderung, es auch so zu machen wie er. Dahin deuten auch manche Titelüberschriften, die in ihrer Form fast naiv erscheinen. Warum nicht immer gute Geschäfte machen? Warum arm sein? Warum Wohltätigkeit? Alles das ist nicht nötig, wenn man die Wege von Ford geht. Man wird freilich sagen, daß er gut so reden kann. Als genialer Erfinder und großer Organisator ist er in einem Lande, das reich an Rohmaterialien ist, auf einen guten „Artikel“ verfallen und hat Erfolg gehabt. Man wird vielleicht auch Ford vorwerfen, daß er die Verhältnisse in seinen Fabriken aus Gründen der Reklame allzu günstig schildert. Diese Einwürfe mögen nicht ganz unzutreffend sein. Aber wie dies auch sei, es bleibt doch die Tatsache, daß das „Werk“ von Ford auf einigen recht altväterischen Grundsätzen beruht, die man heute zu wenig beachtet, seit der „soziale Geist“ über uns gekommen ist und uns erleuchtet. Ich fasse sie nochmals zusammen. Jedes Unternehmen soll alle, welche daran arbeiten, zu einer Gemeinschaft vereinigen. Geht es dieser gut, so muß es der Arbeiter am Lohn merken. Und es wird gut gehen, wenn alle — vom obersten bis zum untersten — im achttündigen Arbeitstag ihr Möglichstes leisten. Die Produktion eines Fabrikates darf erst beginnen, wenn man die Güte desselben ausprobiert hat. Man fange nicht mit einer Finanzoperation an, deren Tragweite nicht zu übersehen ist. Staat, Politik und Bank sollen bei dem Unternehmen keine führende Rolle spielen. Diese ist dem Leiter der Fabrik, dem Ingenieur und dem Arbeiter zugebracht. Nach diesem alten Rezept ist Ford der reichste Mann der Welt geworden und seine Arbeiter fühlen sich wohl dabei. Weil viele Amerikaner diese Methode zu schätzen wissen, so wollten ihn viele Kandidaten für die Präsidentenwahl aufstellen. Sie glaubten, daß auch der Politik mit der Arbeitsmethode von Ford gedient sei. Freilich kann sie nicht Jedermann nachmachen und es bedarf dazu hervorragender Eigenschaften des Verstandes und einen starken Willen. Wer diese besitzt, kann manches von diesem Amerikaner lernen, der nicht mit Vorurteilen belastet ist.

Und nun Mac Donald? „**Unsere Politik**“ betitelt sich seine Programmschrift.*) Auch er will die soziale Frage lösen und lehnt sich scheinbar an die Ideen an, die auf dem Festlande unter dem Namen von Marx gehen und einen Sozialstaat anstreben. Man täuscht sich aber vollkommen, wenn man in Mac Donald etwas von einem deutschen Sozialdemokraten vermutet oder ihn gar vom bolschewistischen Geiste angekränkt glaubt. Er schüttelt Leute dieser Farbe, die auf dem äußersten Flügel seiner Partei sitzen, recht energisch ab und beruhigt damit den englischen Bürger, der das rote Tuch fürchtet. Man begreift dies, wenn man den Aufbau der englischen Gesellschaft kennt, die himmelweit von dem verschieden ist, was uns englandfreundliche Fortschrittmänner seit hundert Jahren darüber berichten. Sie machen aus England eine liberale Demokratie, in der alle Bürger gleich und frei sind. In Wahrheit tritt aber dort die ständische Schichtung noch stark hervor. Das religiöse Moment ist von großem Einfluß und der Staat mischt sich nicht in tausend Dinge, welche der Einzelne selbst besorgen kann. So hat die englische Gesellschaft einen konservativen Charakter und darin beruht meines Erachtens ihre Stärke. Es fällt den praktischen Engländern in ihrer Mehrzahl nicht ein, an diesen Grundlagen zu rütteln und alle die Experimente mitzumachen, durch welche Politiker des Festlandes mit unklarem Denken ihre Staaten zugrunde richten möchten. Auch Mac Donald achtet diese Grundlagen. Er ist sich wohl

*) E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin-C. 54. 1924.

bewußt, daß er einer höheren Schichte angehört wie die Arbeiter seiner Partei. Er entschuldigt sich fast deswegen und macht den Arbeitern klar, daß er trotzdem ihre Interessen vertreten könne. Mehr will er nicht, und er redet nicht von der Diktatur des Proletariates. In religiösen Dingen ist er christlich eingestellt. Natürlich spricht er auch von Sozialisierung, Abrüstung, Pazifismus und anderen schönen Dingen, welche das offizielle Programm einer Arbeiterpartei verzerren müssen. Aber doch immer so, als ob für diese verwickeltesten Probleme die Zeit noch nicht gekommen sei. Erst sind ganz andere Aufgaben zu lösen. Als nationaler Engländer stellt er das in den Vordergrund, was seinem Volke dient. Ihm, d. h. dem englischen Arbeiter, muß eine anständige Lebensführung gesichert werden. Dies ist nur möglich, wenn es Arbeit hat. Dazu braucht es einen kaufkräftigen auswärtigen Markt und eine Abwehr der fremden Konkurrenz. An dieser englischen Politik hält auch Mac Donald fest. Er wird vielleicht mehr als es bisher in England gebräuchlich war, den Staat in kritischen Augenblicken zur Fürsorge herbeizuziehen; er wird die Steuerlasten etwas gleichmäßiger verteilen und allerlei Reformen befürworten, die auf dem Festlande schon längst versucht wurden. Aber er wird keine umstürzende Revolution in Szene setzen, keinen allmächtigen Staat schaffen und er wird dem Bürger freien Spielraum in kulturellen Dingen lassen, welche bei uns manche Politiker gerne mit Beschlag belegen möchten. Der kosmopolitische und internationale Geist liegt ihm und ebenso den englischen Arbeitermassen recht fern. Daher sind alle Hoffnungen eitel, welche man da und dort auf dem Festlande vom Zusammenschlusse der Arbeiterparteien aller Völker erwartet. Der Engländer wird da ebensowenig mittun wie der Franzose. Nur Deutsche, welche „Waisenkinder“ in der Politik sind, können so etwas erwarten. Der gesunde und nicht gerade sentimentale Sinn des englischen Arbeiters wehrt sich zunächst für seine Arbeitsstätte auf der Welt, und Mac Donald wird ihm dabei helfen.

Alles dies lese ich aus der Schrift Mac Donalds heraus, welche vor seinem Regierungsantritt geschrieben wurde. Was Mac Donald seitdem als Ministerpräsident getan hat, stimmt vollkommen mit diesem Urteil. Das beweist auch neuerdings die Stellung, die er an der Londoner Konferenz eingenommen hat. Er hielt die großen Linien der englischen Politik genau so ein, wie seine Vorgänger und er hat von seinem Standpunkte aus vollkommen recht.

Zum Schlusse noch eine gemeinsame Lehre aus den Büchern von Ford und Mac Donald. Sie bringen uns deutlich zum Bewußtsein, daß Frankreich mit seinem Streben nach „Prestige“ und politischem Ruhme recht vereinsamt in der Welt dasteht. Diese Politik des Imperialismus ist für den Augenblick veraltet und es wird bei allen Völkern klug sein, dieselbe zurückzustellen. Der Krieg hat das Wirtschaftsleben in Unordnung gebracht. Die beste Politik ist daher diejenige, welche im wirtschaftlichen Leben Ordnung schafft und uns vom Druck der Spekulation in Devisen und Waren erlöst. Das geschieht einmal durch tüchtige und planvolle Arbeit nach der Methode von Ford. Dann aber auch dadurch, daß man jedem Volke freie Bahn schafft, um an der Weltarbeit nach seiner Art teilnehmen zu können. Freilich werden dabei allerlei Dinge, die wir so gern als Kultur bezeichneten und auf die wir stolz waren, in den Hintergrund treten. Vieles davon war ja „Kitsch“ und mag in der Versenkung bleiben. Für anderes, was wertvoll ist, wird auch wieder die rechte Zeit erscheinen. Im Augenblick ist uns aber die nüchterne und praktische Denkweise nötig, die in den Büchern von Ford und Mac Donald zum Worte kommt, und deshalb habe ich auf diese Bücher hingewiesen.

Christian Bebel.

Alemannenbücher.

Rold Halder in Wabern bei Bern gibt in der Inselbücherei das alte **Urner Tellenspiel** neu heraus. Entstanden vermutlich 1511, in einer Zeit, wo unter dem Atem großen politischen Tatgeschehens sich der Funke eines eidgenössischen Nationalbewußtseins zu heller Flamme entfachte, bietet es eine Hauptquelle der Tellsage. Aber auch abgesehen von dieser literarhistorischen Wichtigkeit besitzt es Werte unmittelbarer Wirkung. Mit Ausnahme etwa der etwas ledern dozierenden Heroldsreden, welche geschichtliche Einleitungen und Ausblicke geben, muß es jeden, der für gewachsene Volkspoesie Sinn hat, durch seine knorrige Sprache, seine kraftvoll plastischen Holzschnittgestalten und seine gradlinige elementare Handlung entzücken. Besonders lehrreich ist an diesem Stück der Vergleich mit Schillers Drama, welches sich uns nach glücklicher Überwindung des Realismus, der sich an den papierenen Deklamationen von „Kabale und Liebe“ berauschte, in seiner strengen und trotzdem blutvollen Stilisierteit doch wohl endgültig als eines der größten Meisterwerke der Weltliteratur enthüllt. Einige der glücklichsten Züge und Bilder, die wir als spezielles Eigentum des Schiller'schen Genius anzusprechen gewohnt waren, sind in Wahrheit fast wörtlich aus dem vorliegenden Volkspiel übernommen. Am Grundriß dagegen hat Schiller mit echt dichterischer Intuition Entscheidendes geändert; besonders genial will uns die ganz grundsätzliche Umwälzung erscheinen, mittels welcher Tell aus der ganzen Verschwörung herausgenommen wird und in der inneren Logik seines aus rein Menschlichem erwachsenen Schicksals erst nachträglich zu ihr hingedrängt wird, wodurch erst jene eigentliche Färbung dieses Charakters entsteht, welche dem Drama nicht zuletzt Wirkung und Wert verleiht. Andere Zutaten Schillers, das wie alle seine Liebespaare wenig überzeugende Paar Rudenz = Bertha, oder gar der ganz theoretisch-schemenhafte Parricida erscheinen weniger glücklich. — Vielleicht war eine Wiederbelebung dieses volkstümlichen Tellenspiels zeitgemäßer als die Abfassung und Aufführung modern-neurasthenischer Ersatzmacherwerke. In der Sammlung „Münchener Laienspiele“ erschien jüngst eine Ausgabe*) des Urner Spiels für den praktischen Gebrauch in der Jugendbewegung, welche einen etwas anderen, für die Aufführung entschieden geeigneteren Text bietet. Die Drucktype ist schön und suggestiv; der scheußliche Umschlagsholzschnitt war zu entbehren. Vielleicht macht man auch in der Schweiz einmal einen Versuch damit.

Die Sprache dieses Stückes ist stark und glücklich mundartlich gefärbt, steht aber doch eher dem damals eben entstehenden Schriftdeutschen näher. Die eigentliche bewußte Mundartliteratur entsteht erst Jahrhunderte später, breitet sich dann allerdings in nicht wieder abreißen der Tradition vermöge der starken Heimatsinstinke des Deutschschweizers zu hoher Blüte aus. Im stammverwandten Elsaß dagegen, dessen Volkstumspflege nach Abreißen jeder Verbindung zum Reich die deutsche Schweiz nunmehr zum Gegenstand ihres stammesbrüderlichen Interesses machen muß, hat erst die heutige politische Zwangslage das mundartliche Schrifttum zu einer wirklichen Volkssache gemacht, wie die ungeahnte Entwicklung vor allem der Mundartbühne (hochdeutsche öffentliche Vorstellungen und Vorträge jeder Art sind verboten) erweist. Daneben bleibt auch die Erzählliteratur nicht ganz zurück, für welche in den großenteils schon vor dem Krieg erschienenen Novellenbänden der eben verstorbenen **Marie Hart** ein unüberbietbares, dem Allerbesten deutscher Mundartdichtung überhaupt gleichkommendes Muster vorlag. Der Straßburger Pfarrer **Robert Will**, der sich schon vor Jahren durch seinen Roman „Tauler“ (Basel, Finckh) als Dichter von Rang auswies, legt ein schmales Bändchen Kindheits-erinnerungen vor: „**U Pfarrehüüs üs dr guede alde Jytt**“, Straßburg, Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft. Sehen wir uns über die schlechte

*) Herausgegeben von Rudolf S. W. Mirbt, Verlag von Christian Kaiser, München.

Ausstattung und die seltsame Geschmacksverirrung, ein deutsches Mundartbuch in Antiqua (!) zu geben, hinweg, so kann man an dem Büchlein eine fast reine Freude haben, welche noch durch die hübschen Zeichnungen von Henri Bacher (man wird die Unmöglichkeit gebührend einschätzen, daß sich ein Künstler von Niveau „Heinrich Bacher“ nenne) erhöht wird. Die kleinen hier vereinten Geschichtchen offenbaren den ganzen Gemütsreichtum der elsässischen Seele, das Versonnene, in die eigene Tiefe Versenkte, aber auch das in sich Bedrängte, Zurückgetriebene, dem jeder eindeutige ehrliche Ausgang in Sphären höherer objektiver Bedeutsamkeit infolge des zerbrochenen Gemeinschaftsbewußtseins verwehrt ist, das seinen Bruch in alle kulturellen und menschlichen Bezirke fortsetzt, sobald diese über den engsten Kreis herzlicher Alltagsdumpsheit hinauswachsen. Es ist dieselbe warme, gemüthafte, sich selbst treue, aber sticdige Welt wie bei Marie Hart, auch hier, in kongenialer Gestaltungskraft eingefangen, mit dem Duft ihrer Lebensstimmung den Leser einspinnend. Ein leiser Unterton von zufriedener Philistrität schwingt mit, welcher den Bürgermann dieser Grenzstämme kennzeichnet, dem andere die höhere Stellungnahmen erheischenden Gegenstände und Einstellungen abgenommen haben, ein sparsamer Unterton aber auch von unzufriedener Resignation und Problemsucht; man fühlt Kräfte in sich, die „im Freien überm Nebelmeere wandeln und Werke wirken wollen aus der Kraft der Höhen“ — drückt sie aber hinunter, weil sie nirgends mehr Wurzelung finden und innerliche Entscheidungen erheischen, die äußerlich sich doch den Kopf einstoßen würden. Auch in diesem Büchlein ist aller unwahrhaftige 22.-November-Enthusiasmus längst verflogen, und gelegentliche Aufreckungen in diesem Sinn, wie die Kennzeichnung der deutschen Lehrer als blutdürstiger Tyrannen hat etwas Unfrohes an sich; es ist nicht mehr die innere Befriedigung dabei wie einst im Mai — die Deutschen ärgern sich nicht mehr darüber. Und anders herum: Was Zivilcourage ist, hat der Verfasser trotz seiner Versicherung (S. 31) wohl nie begriffen — wozu überhaupt in seiner Heimat die Gelegenheit ungünstig ist. Ein bedauernswerter Volksstamm, denn: welch edler Geist ist hier zerstört — das ist immer wieder der Eindruck bei Kenntnismahme wertvollerer und charakteristischer Werke seiner Angehörigen.

Weit größeren Schlages ist demgegenüber **Gustav Stoskopf**, der im Kommissionsverlage von Lami in Straßburg einen starken Band Mundartsnurren „**Us miner Anekes-Zytt**“ (Anekes els. = Bub) herausgibt. Was bei Marie Hart und Will Humor ist, ist hier nur Witz. Was an sich wohl geeignet ist, in der Unterhaltungsbeilage einer Zeitung einmal zum herzhaften Lachen zu bringen, weniger aber, in Buchform gesammelt zu werden, das vermittelt heute immerhin wertvolle Einblicke in die derberen und realistischen Seiten dieses trotz allem immer noch in der Tiefe urkräftigen und gesunden Volkstums.

Wenden wir uns nun der Pflicht zu, wie zugesagt, über den Fortgang von **Albert Schweizers Kulturphilosophie** *) zu berichten. Der zweite Band des Werkes des bekannten Polyhistor, welcher vor Kurzem nach dem Kongo zurückkehrte, um sich dort seiner philanthropischen Tätigkeit hinzugeben, bringt eine eingehende historische und systematische Auseinandersetzung zwischen Kultur und Ethik, beide jedoch durchaus aus dem Gesichtswinkel des Verfassers heraus bestimmt. Dieser Gesichtswinkel ist hochgradig persönlich gefärbt und sachlich noch weniger tragfähig als im ersten Bande, wie wir wiederum in der philosophischen Fachzeitschrift „**Dogos**“ nachzuweisen versuchen werden. In einer herzenswarmen, an Bildern von stellenweise hinreißender Kraft und Lebendigkeit reichen Sprache bekennt Schweizer seinen Glauben an die Macht der Vernunft und menschlicher Gutwilligkeit, nicht nur gegenüber den im engeren Sinne moralischen Schäden in Geschichte und Gegenwart, sondern auch gegenüber allen Konflikten der Kultur im weitesten Sinne. Hier ist alles Drang, Ausbruch und Entladung einer großen künstlerischen Persönlichkeit, sorgfältige Ableitung der Grundbegriffe, gradlinig fortschreitende Theorie und rein logische

*) **Albert Schweizer: Kultur und Ethik.** — Das Christentum und die Weltreligionen. — Meine Kindheitserinnerungen. Sämtlich bei C. F. Beck, München, bzw. C. Haupt, Bern.

Begründung der Ergebnisse erwarte man nicht. Wollte man dies Lehrgebäude aus der tief und energisch bewegten Persönlichkeit des Verfassers herauslösen, so ergäbe sich, daß die Sätze so, wie sie dastehen, sich auch ebenso gut ganz anderen und viel geringerwertigen Einstellungen liehen. Die Gefahr besteht, daß diese rein human-ethischen Maximen, wie auf die Dauer immer in der Geistesgeschichte, eine negative Wendung nehmen, daß über der Schonung des fremden Lebens und der sich selbst nur beschränkenden Hingabe an den Nächsten das Positive des Daseins, die eigene objektiv wertvolle Leistung und das eigene, uns absolut obliegende Sein mit seinen zunächst von uns geforderten Aufgaben ganz vernachlässigt würde. Gerade durch die abschreckende Wirkung des Krieges hat wenigstens in der Theorie die verneinende Moral der Furcht vor dem Leben in seiner wirklichen Spannung, die angstvolle Heiligprechung des bloßen Vorhandenseins wieder einen großen Aufschwung genommen. Allein bei Völkern, die über ein ausgeprägtes Nationalbewußtsein verfügen, schützt schon dieses gegen eine solche Abstinenzethik, indem hier die positiven Ziele der Gemeinschaft als hinlänglich befugt empfunden werden, auch weitgehende Opfer nicht nur von jedem Einzelnen für sich selbst, sondern auch von dem Einen durch den Andern erzwingbar entgegenzunehmen. Es ist auf jeder Seite dieses Buches mit Händen zu greifen, wie die völlige völkische Entwurzelung der Heimat der edeln Persönlichkeit des Verfassers auch die Juitanz entwurzelt hat, welche (ganz abgesehen von der sofort zur Absurdität und Stilllegung der ganzen sittlichen Aktivität führenden absoluten Ehrfurcht vor dem Tierleben, die Schweizer mit Nachdruck predigt) die Wertdifferenzierung des menschlichen Lebens vornehmen kann. Denn das menschliche Leben ist nicht unterschiedslos gleichwertig; abgesehen davon, daß, wie gesagt, die Gemeinschaft nicht nur durch Macht, sondern auch durch Recht als eine lebendige überindividuelle Wesenheit befugt ist, zu ihrer Erhaltung und Steigerung die Individuen weitgehend einzusetzen, so muß und darf — so wenig der Gegenwart dieser Gedanke liegen mag (denn die Tatsache nimmt jeder hin) — auch der Höherwertige weitgehende Einschränkungen und Opfer der Geringerwertigen annehmen, selbst wenn wie in allen menschlichen Institutionen die Höher- und Geringerwertigkeit nur annähernd und mit vielen schmerzlichen Fehlgriffen auszumachen ist. Es wäre ja leicht zu zeigen, wie die „Ethik der (unterschiedslosen) Ehrfurcht vor dem Leben“ an der maschinenmäßigen Bervielfältigung der Individuen sofort zur Sinnlosigkeit würde und schließlich im gänzlich Leeren, in der maßstablosen Vergeudung aller Kräfte für Zwecke endet, die eben doch als unangemessene und nahezu in jeder Hinsicht untergeordnete bezeichnet werden müssen. Man kann überhaupt keine zweckmäßig geballten Kräfte für höhere Ziele freimachen, ohne geringere Werte mit einer gewissen Brutalität außer Acht zu setzen. Im übrigen ist es grundsätzlich sinnlos, über letzte Prinzipien zu streiten. Es gibt eine Reihe äußerster praktischer Grundeinstellungen und theoretischer Grundsetzungen, welche weniger sich zu bekämpfen als sich zu ergänzen berufen sind. Und gewöhnlich wählt jeder nicht die seinem wirklichen Wesen gleichenden, sondern die es ergänzenden, überhöhenden und von ihm sich abhebenden. Was der Mensch selbst ist, ist ihm selbstverständlich und wenig bedeutsam. Was er dagegen nicht hat und ist, erscheint ihm geeigneter, Stoff seiner Ideale abzugeben. So hat auch dieser Mann in seiner reichen, eigenwilligen, ganz individuellen Irrationalität ein Ideal von entgegengesetztem Typus aufgestellt, das stellenweise bis zur rationalistisch-mechanischen Gleichmacherei hinzielt. Wer aber imstande ist, durch die strengen Formulierungen einer wissenschaftlichen Abhandlung den Puls eines lebendigen Herzens hindurchzufühlen, wird auch bei abweichendem Standpunkt an diesem Buch sich bereichert fühlen.

An einer kleinen Ergänzungsschrift, einem Vortrag vor englischen Asienmissionaren, welcher ihnen das Rüstzeug zu Streitgesprächen mit Vertretern indischer und chinesischer Religiosität an die Hand geben soll — ist diese doppelte Bewertung noch schärfer durchzuführen. Auch hier ist die Überspannung des ethischen Gesichtspunktes zu bemerken, welcher den orientalischen Religionen

in keiner Weise gerecht werden kann, deren monistische, von autonomer Moral freien Einstellung in der abendländischen Mystik ihr bedeutsames Gegenstück findet, das niemand ganz aus dem Christentum wird hinausweisen können, ohne es zu verarmen. Dagegen paßt hier doppelt der lodernde persönliche Glaube, welcher nach jeder Enttäuschung seiner menschenfreundlichen Aufstellungen und Anläufe immer noch mehr als verbraucht wurde, einzusetzen bereit steht; das erschütternd Bekenntnishafte dieser Schrift schließt jede kühle Polemik aus. — Ganz im Persönlichen bewegt sich schließlich eine gleichfalls neue Schrift Schweizers: Seine Kindheits Erinnerungen. Was dort im Philosophischen nicht ausreichte, entfaltet sich hier in Reinheit und Reichtum zu einem vollen ungetrübten Klang. Eine anima candida entwaftet hier jede Abwehr, obwohl sie gerade hier die Wurzeln ihrer verneinenden lebensfeindlichen Einstellung offenbart; und jenes zwar, weil sie nicht wie so manche Pazifisten und Philanthropen ihren Standpunkt zur bequemen Abweisung aller Forderungen auf Selbsteinsetzung verwendet, den Standpunkt selbst aber nur so weit verfolgt, als er nicht seinerseits Einsatz verlangt. Nein, sondern sie verströmt sich so unerschöpflich, hält so treu und groß ihre Linie durch, daß schließlich jeder Widerspruch gegen deren Richtung verstummt. Ist das hier erhöhte Ideal, sich immer tiefer aufzuweichen und hinzugeben, so ist unseres, vor solche letzten Alternativen gezwungen, immer tathärter und gläubiger zu werden, um der großen objektiven Ziele willen, und der Selbstvervollkommnung, welche nicht ohne die Zurückstrahlung von ihnen erblüht. Aber das hindert uns nicht, den großen und reinen Glanz, der über diesem Menschen liegt, zu fühlen und eine Minute lang ihn dankbar als Stärkung in uns einströmen zu lassen. Wissen zu dürfen, daß in der heutigen unreinen Zeit von Selbstsucht, Stofflichkeit und Brutalität ein solcher flügelstarker, unzerbrechlicher Idealismus erwachsen konnte, das wollen wir als Kraftquelle für den Kampf des Alltags ehrfürchtig mitnehmen, wie es uns geboten wurde, und der schließlichen Zusammenstimmung aller bis zum Letzten ehrlichen und glaubensvollen Strömungsrichtungen gewiß sein, auch wenn wir die seine im Augenblick sich geradenwegs von der unserigen abwenden sehen.

Er. Br.

Wie „Unserer“ schreibt.

(Beitrag zur Beurteilung von Traugott Vogels Roman „Unserer“ Grethlein & Co. in Zürich u. Leipzig).

„Wer bist du, Seele?“ fragte der Zitternde.

„Ich bin.“

„Ich bin dich, nicht?“

„Auch.“

„Bist du dich? Allein dich?“

„Ja.“

„Bist du wirklich?“

„Deine Wirklichkeit ist mich.“

* * *

Als ich auf der ersten Seite des Romans diese Kasusübung las, glaubte ich in das Aufsatzheft des achtjährigen Trudi geraten zu sein. „Es war einmal ein Heidi und einen Geisepeter“, fing sein letztes Opus an. Ganz dieselbe Logik also. Und ich fragte mich: Bin ich einen Dummkopf oder ist dieser Traugott Vogel einen Dadaisten, der das naive Hochdeutsch eines Elementarschülers nachahmt? Aber nicht doch! Dieser Mann schien im übrigen nicht nur ein gebildetes Deutsch zu schreiben, sondern sich in ungewöhnlichem Maße auf Sprachkunst zu verstehen und auf dem Wege zu einem eigenen Stil zu sein. Nur bisweilen haperte es wieder mit seiner Kenntnis des allgemeinen Sprachgebrauchs. „O nein, von wegen etwas Natürlichem

laß ich mich nicht erröten“, sagt die Kellnerin Mina, die sich aber eben aufs Erröten nicht mehr versteht, sodaß ihr auch die Grammatik des Wortes abhanden gekommen sein mag. Dieselbige ungrammatikalische Mina erlaubt sich auch die Konstruktion: „Als du mich damals um einen Kuß betteltest“. Offenbar Kellnerinnen-Jargon. Auch die alte Frau Stucki, die Mutter des Helden dieses Romans, die sonst im Schriftdeutschen fest ist, soll wohl durch die Sprache ihres Standes gezeichnet werden, wenn sie zu Hermine, der jungen Witwe sagt: „Die Stadtlust hat dir nicht bekommen.“

Das alles könnte gewollte Sprachcharakteristik sein. Bedenklicher aber scheint mir die Nachgiebigkeit des Verfassers gegenüber der in der heutigen Schriftsprache einreißenden Verwirrung im Gebrauch der Vergangenheitsformen (Imperfekt und Perfekt) und der Aussageformen (Indikativ und Konjunktiv). Von Norddeutschland her nämlich, wo man den Konjunktiv der Gegenwartsform fast gänzlich eingebüßt hat, — vielleicht auch begünstigt durch das schlechte Übersetzungsdeutsch der Depeesch-agenturen in den Zeitungen — verbreitet sich in neuerer Zeit ein Mißbrauch, der, wenn er durchdränge, zu einer Verkümmernng der deutschen Biegungsformen und zu einer Vergröberung der Sprache führen müßte: dem Imperfekt wird eine wichtige Funktion des Perfekts und dem Indikativ eine wichtige Funktion des Konjunktivs preisgegeben. Für den ersten Fall bietet der Roman, auffallenderweise fast nur in der vordern Hälfte, ein Menge Beispiele:

(S. 27) „Ich wollte dir sagen, daß Vater heimkam.“ (Statt: heimgekommen ist. — Nebenbei, auch das artifellos gebrauchte „Vater“ ist aus Norddeutschland eingeschleppt. Unsere Literaten lernen ihr Deutsch eben aus Büchern.)

(S. 103) „Man sah sie lange nicht mehr“, sprach die alte Frau. (Statt: Man hat Sie usw.)

(S. 146) „Schade, daß wir eben aßen; oder trinkst du ein Täßchen Milch?“ (Ausgesprochen norddeutsch, statt: daß wir gegessen haben).

(S. 164) „Bist du nicht froh, daß ich hier blieb?“ (Statt: geblieben bin).

Ein starkes Beispiel aus dem zweiten Teil ist die unvermittelte Aussage der Braut Meta, die ihrem Besuch einen Brief des Hausburschen Hermann zu lesen gegeben hat. Da heißt es:

Der Gast legte den Brief gefaltet wieder zurück auf den Tisch.

„Ich traf ihn“, sagte die Näherin.

Wie kommt es, fragt man sich, daß ein Schweizer (leider ein Zürcher), der doch von Kind auf so eng mit dem Perfekt verwurzelt ist, diese norddeutsche Mode so gefällig mitmacht? Wie kommt es, fragt man sich weiter, daß ein Schweizer, dessen Mundart sich durch einen musterhaften Gebrauch des Konjunktivs der Gegenwart bei unbestimmter Aussage auszeichnet, diesen Vorteil nicht ausnutzt, sondern der norddeutschen Verflachung huldigt? Es geschieht zwar in diesem Romane nicht oft, aber es geschieht doch; die Neigung dazu ist vorhanden, und wer den folgenden Satz (S. 73) verbrochen hat:

„Sie fragte nie, woher er kommt, wohin er will, sie will ihn nur um sich haben“. . bei dem hat sich offenbar das gesunde Konjunktiv-Gewissen seiner Mundart bereits gelockert und ist dem Einfluß einer fremden Sprachmode zugänglich geworden.

Wenn das bei irgend einem Feuilleton-Beisenschreiber geschieht, hat es nicht viel auf sich. Aber hier, am grünen, saftigen Holz eines unzweifelhaft auch sprachbegabten, in gewissem Sinne auch sprachschöpferischen Talents! Ich glaube freilich, daß man unrecht getan hat, dem Verfasser schon eine große Zukunft vorauszusagen und gar, ihn mit Dostojewski zu vergleichen. Dostojewski! Anders geht's bei diesen deutschen Verlagslobpreisungen schon gar nicht. Was ein richtiges deutsches Genie sein will, das muß mindestens mit etwas Russischem, Indischem oder Altchinesischem verglichen werden. Welcher Verlag fände heute den Mut, einen neuen Schriftsteller als grunddeutsch und nichts weiter zu empfehlen? Und doch wäre es das höchste Lob, sofern der Glaube noch lebte, daß die Gesundung des deutschen Geistes nur aus den eigensten Kräften des deutschen Volkes zu erhoffen sei und nicht aus der Nachahmung wesensfremder Kultur.

Der Roman „Unserer“ gehört nicht zu den Meisterwerken, die dem einen und andern großen Talent auf eine ihm selbst unfäßbare Weise schon im ersten Wurfe gelungen sind. Dazu fehlt ihm sowohl der große Gehalt als eine durch innere

Einheit zwingende Form. Was enthält denn dieser sogenannte Roman? Nicht viel mehr als zwei Wochen aus dem Leben eines jungen Träumers, der sich aus der sozialen Niedrigkeit seiner Umwelt nach freieren Höhen herausarbeiten möchte. Der arme Mensch stammt sozusagen aus einer Lehmgrube. Denn die Ziegelhütte, für welche sein Vater als Fuhrhalter arbeitet und in deren Umgebung der Knabe seine eintönige Jugend verbracht hat, steckt im Lehm Boden einer Zürcher Vorstadt drin. Davon hat der Junge die „Lehmkrankheit“ — und wer die Lehmkrankheit hat, sagt er einmal, kann nicht mehr ruhig überlegen, nicht mehr ruhig sprechen, nicht mehr ruhig handeln. Es ist gewissermaßen eine Nervosität der Seele. — Wie das mit dem Lehm zusammenhängt, ist mir nicht klar geworden. Die Nervosität der Seele holt man sich heutzutage ebenso gut auf dem Stein- und Asphaltplaster als auf dem Lehm Boden. Aber, wie dem auch sei, der junge Mensch, der „Unserer“, fühlt sich lehmkrank, möchte immun werden gegen diese Krankheit, möchte ändern, die auch daran leiden, das Heilserum bringen. Das stellt er nun freilich sonderbar, d. h. er stellt es gar nicht an; denn dadurch, daß er den Lehm Boden mit einem traurigen Hotelzimmer am Hirschengraben vertauscht und statt mit seinen Eltern, Geschwistern und Nachbarn nun mit banalen Kellnerinnen und ihrem noch banaleren Anhang verkehrt, dabei ein wenig Reklambilder zeichnet und sein Herz in allerhand unschuldigen Liebes- und Freundschaftsgefühlen spazieren führt — dadurch hilft er weder sich noch den Seinen noch irgend jemand aus der Lehm- oder sonst einer Zeitkrankheit heraus. Das Glück führt ihm zwar ein feines, aufrichtig denkendes und zart fühlendes Mädchen in den Weg — er brauchte nur die Arme zu öffnen — aber, lehmkrank wie er auch am Willen ist, vermag er nicht zuzugreifen und etwas rechtes zu glauben und zu wagen, und so läßt er sie stehn, wo sie steht, im dunkeln Wald des Utlbergs, der seinerseits doch alles dazu getan hat, die beiden zusammenzubringen. „Du schlägst unsre Liebe ans Kreuz!“ wirft ihm das schwer enttäuschte Mädchen vor. „Ich lasse dem Kreuz die Liebe“, sagt er rätselhaft. „Unsre Aufgabe beginnt erst. Sie kann immer nur beginnen und währen, nie gelöst sein“. „Darf ich warten, Lieber?“ fragen ihre feuchten Augen. „Warten wir!“ gibt er zurück. — Und jeder Leser ist überzeugt, daß er sie ewig wird warten lassen. Wer die Lehmkrankheit hat wie er, kann wohl philosophieren über die Liebe, aber lieben nicht.

Dieser philosophierende Liebhaber, der ans Ewig-Weibliche gebunden ist und sich an das Wirklich-Weibliche nicht zu binden vermag; der fortwährend weiblichen Umgang nötig hat und sich zu keinem ausschließlichen ein Herz fassen kann; der liebeshungrig sich den Mädchen in die Seele stiehlt und, wenn sie ihn halten wollen, wie ein Dieb entwischt — er mag wohl als männlicher Typus unsres Zeitalters, namentlich unter Schriftstellern und Künstlern, seinesgleichen finden und somit einiges Interesse verdienen; als Held eines Romans ist er für Menschen, die tatkräftig im Leben stehn, eine Figur „zum Kläpfen“, wie eine alte, energische Dame zu sagen pflegte, wenn ihr ein solcher Halbmann und Gefühlszauderer über den Weg lief. Gesunde Naturen werden sich beim Lesen gegen diese Lehmkrankheit zu wehren wissen; schwache werden der Ansteckung verfallen oder, im Gefühl, endlich verstanden zu sein, sich in ihrem Abbild bespiegeln und noch tiefer in die Krankheit hineinhätscheln.

Der Roman hat aber doch ein stilistisches Schutzmittel in sich selbst gegen allzu schädliche Wirkungen: er ist von einer Pedanterie der Zufallschilderung, daß einem Leser, der etwas erleben möchte, die Geduld immer wieder zu reißen droht. Führt uns der Erzähler mit seinem Helden in einen Bahnhofswartesaal, so hält er uns anderthalb Seiten bei einer r-beliegen Frau auf, die zufällig da sitzt und deren Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sich zufällig damit unterhalten, die Aufschrift an der Glastüre zu buchstabieren. Endlich kommt der Ausrufer und meldet die Abfahrt des Zuges an. „Die Worte fielen gleich dürren Baumfrüchten, und die „r“ waren die klappernden Kerne in den Wortgehäusen.“ Meinetwegen. Kennen wir auch. Aber nun endlich hinaus mit euch, Gottlieb Stucki und Mina Steiner! — Halt da! So leicht kommen wir nicht auf den Bahnsteig. Das muß ausgekernelt werden. „Mina wickelte das übriggebliebene Brötchen und den Rest der Wurstscheiben mit den Hautabfällen in das Papier, rieb daran ihre Fingerspitzen und säuberte sie am

Taschentüchlein. Stucki legte das Päckchen in den Handkoffer zurück, nahm ihn auf und stellte sich“ (man denke!) „bereit zum Verlassen des Warteraumes. Mina erhob sich, und als sie über die Türschwelle traten“ (Na, denkt der Leser, was Verfluchtes muß jetzt dazwischenkommen?) „hielt sie den Schirm unter den Arm geklemmt“ (unter welchen Arm um Gotteswillen, den rechten oder den linken?) „und zog die Handschuhe an.“ Das ist alles. Man atmet auf.

Ein anderes Pröbchen. Gottlieb Stucki sitzt vor dem Fräulein Hulda, der er einen von ihrem Vater bestellten zeichnerischen Entwurf überreicht hat. Sie prüft das Blatt. Er wartet.

„In einem anstoßenden Zimmer schlug eine Uhr langsame Schläge. Stucki zählte mit und füllte die Abstände zwischen den Schlägen mit Zählen aus.“ (Das sollte genügen, möchte man meinen. Aber warte nur!) „Das erste mal brachte er es bis neun, das zweite Mal ebenfalls, das dritte Mal beeilte er sich und konnte bis elf zählen“ (Denkt euch bloß, so was!), „dann wieder nur bis neun; nun versuchte er die Geschwindigkeit des Zahlendenkens zu regeln, sodaß seine zehnte Zahl auf den folgenden Schlag der Uhr traf.“

Die reinste Experimentalpsychologie.

Aber auch im Physiologischen kennt er sich aus. Gottlieb Stucki kommt verschwitzt heim und tut, was andere unter solchen Umständen etwa auch tun: er zieht sich aus und wäscht sich; sehr einfach; — Aber holla, für unsern Erzähler ist das ein analytisches Festessen. So etwas will ausgekostet sein.

„Er schwitzte und roch seinen Schweiß und die Unterkleider. Die Ausdünstung seines Körpers und der säuerliche Geruch der Leibwäsche ekelten ihn. Er beeilte sich, in sein Zimmer zu gelangen, um sich dort ausziehen und am ganzen Leibe zu waschen.“ Also denn, beeile er sich! — Aber mit nichts!

„Als er zu Hause ankam, warf er die Kleider denn auch hastig von sich und begann seinen Körper zu reinigen.“ (Aber wie denn? schreit die Neugier des Lesers). „Er tat dies bei offenem Fenster und ohne Licht. Erst als er sich munter geworden ans Wiederanziehen machte, sah er sich vor die Notwendigkeit gestellt“ (der Stil wird fast geheimrätlich), „in dieselben schweißnassen und unsaubern“ — warum hier nun so ungenau? — „Wäschestücke zu schlüpfen, die er eben von sich geworfen. Erst befiel ihn die Mißstimmung wieder, die er mit der erfrischenden Waschung vertrieben; dann aber, als er sich entschlossen hatte, nicht mehr auszugehen und für heute das Begießen der eingesteckten Rute zu unterlassen, warf er sich das Nachthemd über, schlüpfte in die Hose und gab der Mahnung Gehör, die an die besorgte Mutter erinnerte, welche für ihn und die Geschwister seit vielen Jahren neben andern kleinen Wichtigkeiten auch für die eine sorgte: für die Wäsche“.

So, da hätten wir den Mann wieder in den Kleidern. Aber wozu nun der Aufwand? Haben all diese unwichtigen Kleinigkeiten etwas mit der Handlung des Romans zu tun? — Scheinbar nicht. Aber des Dichters Auge blickt weiter. Er hilft unserm Hausverstande nach:

„Das Ende seiner Überlegungen war der Entschluß“ (was meint ihr wohl?), „morgen Wäsche einzukaufen und brühen zu lassen“.

So geht es streckenweise durch den ganzen Roman.

„Da lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nötig sei.“

Nun ist's kein Professor der Logik, sondern ein Dichter, bei dem wir lernen müssen. Es ist wahrlich ein hartes Muß, und ich gestehe, daß ich Tage und selbst Wochen der Erholung brauchte, um mich durch dieses trockene Gehäcksel und Geschnitzel der Zustandsschilderung durchzuarbeiten.

Ich tat es aber doch, von einem unwiderstehlichen Reiz angezogen, der — nicht von dieser absichtlich und fast methodisch betriebenen Pointillistenarbeit, sondern von der absichtslos blühenden Schönheit gewisser Gedanken und wie zufällig hingeworfener Einfälle ausging. Unter all dem profaischen Kohl und Rabis der Alltags- und Zufallsschilderung leuchtet und duftet eben doch manche stille Blume, die den Leser aus tiefen Augen anschaut. Eine der Stellen — findet sich in den Worten,

die Gottlieb Stucki gerade dort, wo ihm das Heldentum fehlt, im Wald des Ätli-bergs, an Fräulein Hulda richtet, (S. 332). Man könnte in viel kunstvolleren und fesselnderen Romanen lang nach einem solchen „schmucken Anhängsel“ suchen. Und ein anderes Wort, epigrammatisch zugespitzt, wird seinem Helden, „der kein Held sein kann“, am Bett der Mutter im Frauenspital geschenkt. Es lautet:

Die Trächtigen sind die Mächtigen.

Gemeint sind die Mütter, die die künftige Menschheit tragen, und die großen, schöpferischen Seelen, die einen welterlösenden Gedanken ausreifen müssen. Zu der Ehrfurcht vor diesen beiden wächst Gottlieb Stucki immerhin in diesen vierzehn oder zwanzig Tagen, die der Roman umspannt, heran. Es geht langsam vorwärts mit ihm, aber aufwärts.

Möchte auch die Kunst seines Dichters diesen Weg gehen!

Otto v. Greherz.